

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 8: Soziologische Probleme

Artikel: Zwischen Wissenschaft und Praxis : Studien über die Lage des akademischen Nachwuchses
Autor: Krockow, Christian Graf von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND PRAXIS

STUDIEN ÜBER DIE LAGE DES AKADEMISCHEN NACHWUCHSES

VON CHRISTIAN GRAF v. KROCKOW

Die folgende Darstellung beruht auf den vom Soziologischen Seminar der Universität Göttingen unter Leitung von H. Pleßner durchgeführten «Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer» (3 Bände, Göttingen 1956). Die Interviewzitate im Text sind dem Band I («Nachwuchsfragen») entnommen. — Da das Erhebungsmaterial sich auf Westdeutschland beschränkt, kann es auch nur für diesen Bereich Gültigkeit beanspruchen. Doch haben sich bei Vergleichen, z. B. mit der Situation der «professions» in den USA, so auffallende Übereinstimmungen ergeben, daß die allgemeinen Entwicklungstendenzen über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus von Bedeutung sein dürften.

Einem jungen, begabten Akademiker, der die Hochschulausbildung durchlaufen und die einschlägigen Patente erworben hat, bieten sich grundsätzlich zwei Berufsmöglichkeiten: Er kann an der Stätte seiner Ausbildung bleiben, um als Forscher und Lehrer der Entwicklung der Wissenschaft zu dienen, und er kann, als Arzt, Pfarrer, Ingenieur usw., außerhalb des Universitätsraumes zur Anwendung des Gelernten übergehen. Es ist klar, daß zwischen Wissenschaft und Praxis — will man die angedeutete Berufsalternative vergrößernd mit diesen Begriffen kennzeichnen — vielfältige Verflechtungen und Wechselwirkungen bestehen. Die moderne Gesellschaftsentwicklung ist ja geradezu durchtränkt von diesem Ineinander und nicht zuletzt dadurch von allen früheren Epochen unterschieden. Aber solche Binsenwahrheit besagt doch sehr wenig über die reale Berufssituation für die Frage: Wie sieht das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis in der Praxis aus?

In vorläufiger Annäherung lassen sich zwei Faustregeln aufstellen:

1. Je enger der Kontakt mit der Praxis, d. h. je bessere Berufsmöglichkeiten sich für den Akademiker außerhalb der Universität bieten, desto günstiger gestaltet sich die Lage für den Einzelnen auch innerhalb der Hochschullaufbahn. Nicht nur in dem Sinne, daß dann das Interesse an der Wissenschaft steigt, die Öffentlichkeit am ehesten für materielle Verbesserungen zu gewinnen ist, oder in der Weise, daß der Wissenschaftler sein Gehalt vergrößern kann, indem er Auftragsarbeiten leistet oder Gutachten verfaßt, sondern vor allem in dem Sinne, daß die Chancen der Praxis eine Rückendeckung für die Risiken der Hochschullaufbahn bieten. Diese Laufbahn ist in dem in Deutschland entwickelten und von Deutschland geprägten Universitätstypus ja bekanntlich eine «Leiter ohne Sprossen», d. h. man hat es in ihr eigentlich erst «geschafft», wenn man Ordinarius ist. Vorher bleibt man als mehr oder weniger ungesicher-

ter «junger Mann» vielfältigen Möglichkeiten des Scheiterns ausgesetzt. Das durchschnittliche Erstberufungsalter liegt heute aber über dem 45. Lebensjahr. Es gibt daher in der akademischen Laufbahn eine risikoreiche «Durststrecke», und es ist deutlich, daß die Möglichkeit, im Falle des Scheiterns oder drohenden Scheiterns in eine angemessene Position außerhalb der Universität überzuwechseln, eine wesentliche und dem Einzelnen hochwillkommene Rückendeckung bietet. Und nicht nur eine Rückendeckung, sondern oft auch eine Rückenstärkung gegenüber den möglichen Bedrückungen und Verbiegungen der Hochschullaufbahn gegenüber dem bösen Motto: «Was ein Meister werden will, krümmt sich beizeiten.» Wenn man eine Alternativmöglichkeit hat, braucht man eben nicht alles zu schlucken, sondern kann gegebenenfalls «den Kram hinwerfen».

Ein Assistent der Chemie antwortete auf die Frage, ob er allzusehr vom «Chef» beansprucht werde oder genügend Zeit für eigene wissenschaftliche Arbeit behalte: «Ach, wissen Sie, das ist nicht so schlimm — der Chef soll mir nur einmal dumm kommen, dann bin ich am nächsten 1. bei IG-Farben, und dann ist er der Dumme —; er findet nicht so rasch einen Ersatz!»

2. Ganz anders stellt sich der Sachverhalt dar, wenn man ihn nicht vom Standpunkt des Einzelnen, sondern vom Interesse der Hochschule aus betrachtet, den qualifiziertesten Nachwuchs für sich zu gewinnen. Dann gilt eher die umgekehrte Faustregel: Je besser die Möglichkeiten in der Praxis sind, um so größer wird die Gefahr, daß die Praxis mit eindrucksvolleren Verdienst-, Aufstiegs- und Wirkungsmöglichkeiten einen übermächtigen Sog ausübt, der gerade die Aktivisten zum Abgang führt, so daß unter Umständen am Ende nur noch jene archivarischen Geister zurückbleiben, die aus Lebensangst den Absprung von den Universitätsmauern nicht wagen.

Von Wissenschaftsgruppe zu Wissenschaftsgruppe, ja von Einzelfach zu Einzelfach liegen die Verhältnisse, die beruflichen Schwierigkeiten und Chancen natürlich sehr verschieden. Man stelle sich angesichts der dem jungen Chemiker gestellten Frage einen Ägyptologen vor! Aber es lassen sich doch zwei allgemeine Tendenzen erkennen:

Die erste ist ein Zug zur «Verlaufbahnung», zur zunehmenden institutionellen Verfestigung und Abschließung der Berufswege gegeneinander. Das ist die Folge zunehmender Spezialisierung, die sich mit einem erstarrenden Berechtigungswesen verbündet. Immer wieder können wir beobachten, daß in Gebieten, in denen früher ein Hin und Her zwischen Wissenschaft und Praxis durchaus üblich war, dieses zur Ausnahme wird, so daß der Einzelne eine einmal eingeschlagene Laufbahn ohne empfindliche Nachteile kaum mehr verlassen kann. Vielleicht handelt es sich um eine Art von Arteriosklerose: Junge Disziplinen entstehen oft durch die Anregungen akademischer Außenseiter in intensivem Austausch mit

einer von ihnen noch kaum abgehobenen Praxis, der dann allmählich einfriert. Um gegenüber älteren Wissenschaftern «hoffähig» zu werden — und natürlich auch: um Konkurrenten auszuschalten —, fordert man als Voraussetzung für die Berufung auf einen Lehrstuhl immer strenger die Habilitation, die dem Außenseiter, dem Mann der Praxis fehlt.

«Professor X ist weder promoviert noch habilitiert. Das ist noch ein Rudiment aus früheren Zeiten. Im Interesse des Ansehens der Forstwissenschaft müssen alle Lehrer habilitiert sein; man muß eine klare wissenschaftliche Laufbahn hinter sich haben. Sonst hat man das Niveau einer forstlichen Fachschule.»

Aber auch die Praxis gebiert Forderungen, denen der Mann der Hochschule zum Opfer fällt. So hat sich beispielsweise im deutschen Schulwesen ein eigentümlicher Pädagogismus entwickelt, der gelegentlich zu seltsamen Resultaten führt: Als nach 1945 aus den Ostgebieten vertriebene Professoren, die im Westen nicht sogleich wieder einen Lehrstuhl fanden, im Schuldienst Zuflucht suchten, sahen sie sich zurückgewiesen: Sie hatten zwar Lehramtskandidaten ausgebildet und im Examen geprüft, aber sie selbst konnten den Nachweis der pädagogischen Examina nicht erbringen!

Die Gefahren, die sich aus der Abschnürung ergeben, sind offenkundig, vor allem was das Berufsrisiko des Einzelnen betrifft. Dabei hat sich dieses Risiko auch noch aus anderen Gründen vergrößert. Einmal hat sich in den letzten Jahrzehnten der akademische «Unterbau» im Verhältnis zur Spitze der Pyramide, zur Endposition des Ordinariats, laufend verbreitert, so daß schon rein rechnerisch die Chance für eine Nachwuchskraft, einmal Lehrstuhlinhaber zu werden, immer geringer geworden ist¹. Zum anderen hat sich das Erstberufungsalter seit der Jahrhundertwende um durchschnittlich fast ein Jahrzehnt erhöht. Das bedeutet, daß man im allgemeinen erst dann ins Berufungsalter kommt, wenn man die Grenze, die andere Laufbahnen für den Eintritt setzen, bereits überschritten hat. (Die Schulbehörden der Bundesrepublik fordern z. B., daß man beim Eintritt in den Referendardienst das 32. Lebensjahr noch nicht überschritten hat.) Damit klafft eine bedrohliche zeitliche Lücke, ohne daß die Universitäten aus dieser Situation bisher institutionelle Konsequenzen gezogen haben. Die Folge ist, daß der Nachwuchs die Hochschullaufbahn entweder aus Furcht vor dem Risiko vorzeitig verläßt, oder daß es, wenn er bleibt, im Falle des Scheiterns zu einer Lebenskatastrophe kommen kann.

¹ Der Anteil der Ordinarien am Lehrkörper der Universitäten des Deutschen Reiches betrug 1863/64 49%, 1953/54 in der Bundesrepublik nur noch 31%. Dabei ist die gewaltige Vermehrung der nichthabilitierten wissenschaftlichen Assistenten in der jüngsten Zeit noch nicht berücksichtigt. Sie würde den Anteil der Ordinarien unter 20% sinken lassen. In absoluten Zahlen: 1863/64 standen 723 Ordinarien 744 andere Lehrkräfte gegenüber, 1953/54 betrug das Verhältnis 1502:6168 (einschließlich Assistenten).

Die zeitliche Lücke klafft auch in Wissenschaften, die an sich gute oder sogar glänzende Alternativmöglichkeiten in Industrie und Wirtschaft haben. Denn die Wirtschaft bevorzugt jüngere Kräfte — als grobe Regel kann man etwa das 35. Lebensjahr ansetzen. Von dem, der später kommt, heißt es, daß er nicht mehr die nötige Anpassungsfähigkeit besitze, schon zu spezialisiert sei usw. Und außerdem gilt, wer später kommt, zufolge der Eigentümlichkeit der Hochschullaufbahn eben leicht bereits als «gescheitert». Eine merkwürdige Lage: Zunächst steigert, wer nach dem Examen — etwa als Assistent — noch an der Universität bleibt, seinen «Marktwert», um ihn dann rasch wieder zu mindern. Die «Optimalspanne» ist klein; sie liegt ungefähr zwischen dem 32. und 34. Lebensjahr. Schon die Stellenanzeigen in Zeitungen spiegeln den Tatbestand: gesucht wird der «junge Mann mit langjähriger Erfahrung». Eine Harmonie von «jung» und «langjährig» gibt es aber, wenn überhaupt, dann nur für kurze Zeit.

Die Abschnürung der Laufbahnen gegeneinander hat noch einen anderen Aspekt: sie macht den Bestand ganzer Wissenschaften problematisch, die auf den Kontakt mit der Praxis unbedingt angewiesen sind. Was sollte man von einer Pädagogik als Wissenschaft ohne pädagogische Praxis halten, was von einer pädagogischen Praxis ohne wissenschaftliche Besinnung? Oder von einer Theologie ohne Berührung mit der seelsorgerischen Arbeit im Pfarramt?

«Der Professor, der keinen Kontakt sucht, bekommt ihn von den Pfarrern her auch nicht angeboten. Letztlich ist das kein anderes Verhältnis als das zwischen einem Literaturprofessor und einem Deutschlehrer — wann kommen die schon einmal zusammen? Und die Bücher der Literaturwissenschaftler lesen die Deutschlehrer ja auch nicht!»

Ganz allgemein aber: Ist diese Verkapselungstendenz nicht eine Gefahr angesichts der eingangs angedeuteten Tatsache, daß die besondere Leistungskraft unserer Gesellschaft wesentlich auf der Wechselwirkung von Wissenschaft und Praxis beruht — in der Tat eine Art von Arteriosklerose, welche schließlich eine tödliche Quittung zu präsentieren pflegt?

Die Analyse bliebe indessen unvollständig ohne eine Darstellung der zweiten, scheinbar gegenläufigen Tendenz, die sich schlagwortartig als zunehmende Annäherung der Wissenschaft an die Praxis, ja zum Teil geradezu als Ausrichtung nach ihr, kennzeichnen läßt. «Praxis» bedeutet dabei etwas ganz Bestimmtes: Die Tätigkeit in Industrie und Wirtschaft sowie den damit verflochtenen staatlichen Bereichen, nicht also etwa der Schuldienst, in den man oft nur notgedrungen geht und der z. B. in den Naturwissenschaften, in denen sich zugleich industrielle Möglichkeiten bieten, katastrophal abschneidet. Die Faszination durch eine wirtschaftlich-industriell verstandene Praxis spiegelt sich allenthalben: im erschütterten Selbstbewußtsein des Geisteswissenschaftlers, der die Frage stellt:

«Was sind wir denn gegenüber den Technikern?», wie im gehobenen Selbstbewußtsein der Psychologen, denen der Anschluß an die Praxis gelungen ist, bei den akademisch ausgebildeten Landwirten, die als Berufsziel fast durchweg «die Industrie» nennen, im Nachwuchsmangel der Rechtswissenschaften, aus denen die besten Kräfte in Führungspositionen abströmen, die für sie in der Wirtschaft, in den Verbänden, im staatlich-ökonomischen Verflechtungsbereich entstanden sind, im sprunghaften Anwachsen der Betriebswirte².

Leider kann man diese Entwicklung nicht als heilende Gegenkraft gegen die zuvor geschilderten Abkapselungstendenzen, sondern im Gegenteil nur als deren Verstärkung deuten. Denn das wissenschaftliche Potential, das aus den Universitätsinstituten abwandert, verändert damit zugleich seinen Charakter: dem Schutz der in seiner Unabhängigkeit garantierten akademischen Korporation entzogen, wird es auftrags- und zweckgebunden und zugleich in weiten Bereichen aus ökonomischen, politischen oder militärischen Gründen sekretiert, aus der freien wissenschaftlichen Kommunikation herausgebrochen. Begabten Nachwuchskräften mögen sich bei alledem gute, oft sogar glänzende materielle Aussichten bieten, das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie in neue, die wissenschaftliche Unabhängigkeit drastisch beschneidende Abhängigkeiten geraten. Die Vergoldung von Käfiggittern ändert nichts an ihrer Gitterfunktion; der Zwang, der sich aus den Verlaufbahnungstendenzen ergibt, wird durch den praxisbezogenen Interessenzwang potenziert. Die Universitätsinstitute aber, sofern sie nicht durch Übernahme von Auftragsarbeiten sich der Entwicklung fügen, drohen zu bloßen Ausbildungsfabriken für ihnen fremde Zwecke degradiert zu werden.

Es mag angesichts dieser Perspektiven angebracht sein, daran zu erinnern, daß sie nicht das Ergebnis moralisierender Spekulation, sondern die Konsequenz empirischer Analyse sind. Man kann sie akzeptieren, sofern man die traditionellen Maßstäbe unabhängiger Wissenschaft verwirft; mit einiger Demagogie und einigem Selbstbetrug kann man dies sogar tun, indem man sich aufs Überkommene beruft und sich weigert, es anzutasten. In Wahrheit aber wird man, will man am Überkommenen festhalten, zu institutionellen Änderungen sich bereitfinden müssen, die nicht weniger tiefgreifend sein dürfen als jene, denen sie begegnen sollen. Man muß die Formen der Tradition sprengen, wenn man ihren Inhalt retten will.

² Von 1949 bis 1955 vergrößerte sich der Anteil der Betriebswirte an der westdeutschen Studentenschaft von 4% auf 11,5%. — Einen interessanten Hinweis ergibt auch die Tatsache, daß die Mehrzahl der in der Hochschullehreruntersuchung interviewten Nachwuchskräfte die Verdienstmöglichkeiten innerhalb der Universität unterschätzten, die in Wirtschaft und Industrie aber überschätzten.